

Archiv der Gossner Mission

im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin



Signatur

Gossner_G 1_1921

Aktenzeichen

4/15/5; 4/15/6

Titel

Informationen zur Gossner Mission und ihrer Heimat- und Indienarbeit (Mischakte)

Band

Laufzeit 1937 - 1939

Enthält

Manuskripte von Hans Lokies zur Geschichte und Arbeit der Gossner Mission, u. a. "Das Missionsfeld der Goßnerschen Mission in Indien", 1939 und "Was ist Gottes Wille? Ein Rückblick auf zehn Jahre Heimatarbeit", 1937

Du fröhne Mission -

H. Lohse

Darf ich mich Ihnen als den Leiter der Goßnerschen Mission in Berlin vorstellen. Ich selbst bin Missionskind und in Ostindien geboren, wo die Goßnersche Mission seit mehr als 100 Jahren arbeitet. Im Jahre 1845 sandte der Pastor Johannes Evangelista Gossner die ersten Missionare zu den primitiven Stämmen der Uraos, Mundaris, Santals, Hos, Karias, die als Reisbauern in der Provinz Behar wohnen. Seitdem sind mehrere Generationen deutscher Missionare dorthin gegangen. Das Ergebnis ihrer Arbeit ist die erste selbständige Missionskirche in Ostindien, die sog. Evangelisch Lutherische Gossnerkirche von Chota-Nagpur und Assam. Sie zählt heute rd. 175.000 Glieder. Nach dem Kriegsende durften 2 Missionare und 2 Missionsschwestern in Indien bleiben und ihre Arbeit aufnehmen. 1 Theologe soll im nächsten Jahre nach Indien ausreisen und als Lehrer an dem dortigen Predigerseminar tätig sein. Die Gossnersche Mission wird in Deutschland von Gemeinden und einzelnen Freundeskreisen getragen, die sich durch ganz Deutschland erstrecken.

Ein charakteristischer Zug der Goßnerschen Mission ist unsere Auffassung, daß die Missionsarbeit in der Heimat beginnen muß. Unsere Parole lautet: Deutschland ist Missionsgebiet. Aus diesem Grunde begründet die Goßnersche Mission mit ihrer Arbeit für Indien verschiedene kirchliche Arbeiten, im besonderen solche, die einen missionarischen Charakter tragen.

Wir sagen: Mission ist nicht nur Verkündigung des Evangeliums nach draußen an die Heiden, sondern auch Verkündigung des Evangeliums nach vorne an die zukünftige Generation. Als darum in Berlin nach dem Kriege der gesamte Religionsunterricht an den Schulen der Kirche übertragen wurde, erklärte sich die Goßnersche Mission bereit, diese Aufgabe im Auftrage der Berliner Kirchenleitung durchzuführen. Ich wurde mit der Leitung der neu gebildeten Erziehungskammer für Berlin beauftragt. Als wir mit dieser Arbeit anfingen, waren dafür keine Menschen

und auch kein Geld da. So mußten in vielen Kursen Religionslehrer neu ausgebildet werden. Und heute sind insgesamt 1.600 Religionslehrer im Auftrage der Kirche tätig. Auch für die Finanzierung des Religionsunterrichts mußte Sorge getragen werden. Wir haben die Gemeinden, die Eltern, aber auch die Kirchen in Westdeutschland, selbst die Ökumene, um Hilfe gebeten, um uns beim Aufbau des Religionsunterrichts zu helfen. Unsere Religionslehrer sind durch sehr schwere Zeiten gegangen und haben auch heute noch schwer zu kämpfen. Manchmal sind wir mit der Auszahlung der Gehälter um 2 Monate im Rückstande gewesen. Wir freuen uns, sagen zu dürfen, daßxxaus diesem Grunde kein Religionslehrer von uns weggegangen ist. Wir halten diese Arbeit auch deswegen für wichtig, weil wir in den Berliner Schulen, vor allen Dingen im Ostsektor, mit einer nichtchristlichen Weltanschauung, ja geradezu mit einer politischen Religion zu tun haben, die anstelle des Christentums die Grundlage der neuen Schule werden soll. Wirklich christliche Schulen sind nur als Privatschulen erlaubt, und darum hat sich die Berliner Kirche entschlossen, obwohl sie arm ist, dennoch einige wenige evangelische Schulen als Beispielschulen neu zu eröffnen. Auch diese Aufgabe ist uns übertragen.

Die zweite wichtige missionarische Arbeit, die wir in Deutschland selbst durchführen, ist eine evangelistische Arbeit in dem völlig zerstörten Oderbruch; das ist das Gebiet an der Ostgrenze Deutschlands, das unter dem Kriege und dann durch Überschwemmungen schwer gelitten hat. Da gibt es auch heute noch viele zerstörte Dörfer, in denen die Menschen in Kellern, Erdlöchern und Ruinen leben. Sie haben seit Jahren keinen Pfarrer und keine Kirche. Wir haben einen Wohnwagen gekauft und sind in eins solcher Dörfer gefahren und haben dort in einem Jahr eine Gemeinde aufgebaut. Als ~~wir~~ es soweit war, daß in diesem Dorf ein Pfarrer einziehen konnte, sind wir in ein anderes Dorf

gefahren, um auch dort eine Gemeinde aufzubauen. Unsere holländischen Freunde haben uns einen zweiten Wohnwagen geschenkt, der in einem dritten Dorf dieselbe evangelistische Aufgabe erfüllt.

Unsere dritte missionarische Arbeit hängt mit der Universität Mainz zusammen. Wir wollen dort unsere theologischen Missionare ausbilden und haben dafür gesorgt, daß in Mainz eine Missionsprofessur eingerichtet wurde. Um die Missionsschüler in einem Internat aufzunehmen, müssen wir ein Studentenheim bauen. Diese Aufgabe hat mein Mitarbeiter Pastor Symanowski übernommen. Es ist eine sehr schwierige Arbeit, weil uns die Mittel dafür fehlen. Aber Pastor Symanowski hat mit einem starken Glauben zu bauen angefangen. Er ruft Studenten aus England, Holland, Frankreich, Amerika und Deutschland zu einem Studentenlager ein. Es sind 3 Arbeitslager mit Studenten durchgeführt worden, und das Ergebnis war, daß ein Behelfsheim eingerichtet wurde, in dem 12 Studenten schon in diesem Winter aufgenommen werden können. Freunde aus England, Holland, Frankreich und Amerika haben für die Ausstattung und die Verpflegung dieses Studentendienstes gesorgt. So trägt dieses Studnetenheim schon während seines Aufbaus einen ökumenischen Charakter. Und von hier aus soll nun noch in diesem Jahre eine besondere missionarische Arbeit in Angriff genommen werden: Missionsgebiet Deutschland, so lautet unsere Parole. Welche Volksschicht in Deutschland ist der Kirche ganz besonders entfremdet? Das ist die Arbeiterbevölkerung. Um Mainz herum ist viel Industrie. Wir wollen nun junge Arbeiter in unser Studentenheim einladen und mit ihnen einige Wochen unter dem Worte Gottes zusammenleben. Wir wollen auch Evangelisten und junge Pfarrer für diese Arbeit gewinnen, die zunächst nicht in das Pfarramt gehen, sondern als Industriearbeiter mitten unter den anderen Arbeitern von Christus Zeugnis ablegen.

Wenn Gott es uns schenkt, daß diese Pläne verwirklicht werden, dann hat unsere Auffassung von Mission Gestalt gewonnen. Wir glauben,

nur dann mit Vollmacht zu den Heiden gehen zu dürfen, wenn wir zu gleicher Zeit auch Missionsarbeit in unserer deutschen Meimat treiben.

Ich glaube aber, was für Deutschland gilt, gilt auch von ganz Europa. Ich habe darum mit großem Dank die Einladung nach England angenommen, um hier von den englischen Christen und den englischen Kirchen zu lernen. Wir sind sehr dankbar für manche brüderliche Hilfe und manchen wichtigen Rat, den wir schon von unseren englischen Freunden empfangen haben. Wir haben in Berlin schon wiederholt Besuch von englischen Lehrern und Religionslehrern gehabt und mit ihnen jedesmal eine Woche zusammengearbeitet. "ir sind über diese ökumenische Verbindung, die uns Gott geschenkt hat, sehr dankbar. Es besteht schon heute zwischen Religionslehrern und -lehrerinnen in Berlin und einer Anzahl ihrer Kollegen hier in England ein reger Briefwechsel. So sehen Sie, wie die Liebe Jesu Christi Menschen miteinander verbindet, die noch vor kurzer Zeit einander völlig fremd waren. "Als die Unbekannten und doch bekannt", sagt der Apostel Paulus. - Und so grüße ich Sie auch im Namen meiner Brüder und Schwestern in Deutschland als einer, der Ihnen bisher noch unbekannt war und dem Sie doch in Christus bekannt sind.

Hans Lohries

Als Manuskript gedruckt!

Was ist Gottes Wille?

Ein Rückblick auf zehn Jahre Heimataarbeit.

Was ist Gottes Wille? Handeln oder harren, zugreifen oder geduldig abwarten, tun oder lassen? Aktivität oder Passivität? Beides kann dem Willen Gottes entsprechen, beides kann sich zur Sünde wandeln. Beides hat seine von Gott bestimmte Zeit. Darum heißt auf Gottes Willen achten: zur rechten Zeit handeln und zur rechten Zeit stillen halten. Das jederzeit zu erkennen, ist nicht leicht. Gott greift handelnd ein oft erst, nachdem der Mensch das Menschenmögliche, ja vielleicht das nach menschlichem Ermessens Unmögliche getan hat. Wir leben seit Jahren in einer solchen Zeit. Seit Jahren arbeiten wir nicht mehr, sondern haben immerfort nur zu entscheiden und uns zu entschließen. Wer in einer solchen Zeit Schwierigkeiten, und mögen sie sich zu Bergen turmen, als den Willen Gottes deutet, die Arbeit abzubrechen und Schluss zu machen, kann sich sehr täuschen, so fromm sich seine Deutung anhören mag. Freilich, darüber müssen wir uns stets klar sein, daß das Entscheidende, gerade wenn wir alles getan haben, was wir tun konnten, erst durch das geschieht, was Gott tut.

Und wiederum gibt es Zeiten, in denen Gott vorweg handelt — Zug um Zug und Schlag auf Schlag, so daß der Mensch mit seinem Tun gar nicht nachfolgen kann. Durch Ereignisse und Tatsachen, über die wir keine Verfügungsgewalt haben, schreibt Gott das Gesetz des Handelns vor, und wir können nur sein stillen und gehorsam auf das achten, was geschieht. Hier wäre es Sünde, durch Uebereifer, und mag er noch so fromm erscheinen, etwas erzwingen zu wollen.

Für die Erkenntnis dessen, was Gott will, kann man sich an keine Tradition halten, auch nicht an die fromme Tradition eines Missionshauses. Obwohl Goßner, der Gründer unserer Mission, beides zugleich war, aktiv bis zur Ruhelosigkeit und passiv, bis sich „kein eigener Hafen“ an ihm fand, schien doch gerade der letzte Zug seines Wesens (das, was Tersteegen mit den Worten „innig — abgeschieden, sanfte und im stillen Frieden“ bezeichnet), den Charakter des Goßnerhauses einheitig prägen zu wollen. Die Zeit des Weltkrieges tat dazu das Ihrige. Die Goßnerische Mission war zehn Jahre lang ohne ein Missionsfeld. Es ist schwer für eine Missionsgesellschaft, werbend zu wirken, wenn sie kein Arbeitsgebiet besitzt. So kam es, daß es im Friedenauer Missionshaus immer stiller wurde. Zwei Missionsinspektoren (Aoterberg und Foerstl) zogen als Feldprediger in den Krieg und gingen dann ins Pfarramt. Auch der dritte Missionsinspektor (Bernick) war zeitweilig im Pfarrdienst tätig. Das Missionsseminar verließ das Haus und wurde mit dem der Berliner Missionsgesellschaft vereinigt. Eine fast „feierabendliche“ Ruhe lag über dem Missionsgrundstück, und niemand, der vorüberging, ahnte etwas davon, daß hier ein einziger Mensch, der Missionsdirektor D. Kausch, einen einsamen Kampf durchkämpfte, nämlich den Widerstreit des Willens, ob es jetzt an der Zeit sei, zu warten oder zu handeln. Er entschloß sich, zu warten und nicht nach irgend einer Seite auszubrechen, sei es, um sich mit einer anderen Missionsgesellschaft zu verbinden oder ein eigenes neues Missionsfeld in Angriff zu nehmen. Er wartete zehn Jahre lang, bis sich die Tür nach Indien wieder aufschloß. Als dieses Wunder, auf das er gläubig geharrt hatte, endlich eintrat, legte er sich hin und starb (1927). Niemand wird entscheiden können, wozu mehr Kraft gehört: zum Wagnis gläubigen Handelns oder zu solcher Glaubensgeduld. Gott sah die Treue und segnete sie. Der Weg nach Indien war frei.

Inzwischen aber hatte sich die Heimatbasis der Goßnerischen Mission bedänglich verkleinert. Trotz der aufopferungsvollen Predigt- und Vortragstätigkeit unserer Reisemissionare Pape, Beckmann, Schütz und Gohlke waren die Goßnerischen Freundeckreise zusammengeschmolzen oder ganz verlorengegangen, wie z. B. im Rheinland. Ja, schon vor den Toren des Missionshauses die Friedenauer Missionsgemeinde, sie arbeitete vorwiegend für die Berliner Missionsgesellschaft — durchaus verständlich, da diese ihre Missionsfelder durch den Krieg hindurchgerettet hatte und für ihre ständig bedrängte Arbeit an die Missionsliebe aller appellierte. So kam es, daß, während die Missionsstunden im Friedenauer Gemeindehaus stark aufblühten, der Vetsaal des Missionshauses fast verlassen stand. Die Frage, ob nicht die Goßnerische Mission bei der Verengung ihrer Heimatbasis das indische Missionsfeld überhaupt noch tragen könne, und die andere Frage, ob nicht die Neuauftnahme der Arbeit durch die Goßnerische Mission die stärksten Spannungen zwischen ihr und der Berliner Mission in der Heimat zur Folge haben würde, führten zu den Verhandlungen über eine Vereinigung beider Gesellschaften im Jahre 1927. Sie endeten ergebnislos. Die Berliner Mission konnte nach Lage der Dinge die gemeinsame Verantwortung für ein neues Missionsfeld nur dann übernehmen, wenn die

Gößnersche Missionsleitung erklärte, sich auf eine andere Weise nicht helfen zu können. Eine solche Erklärung abzugeben, gewann das Kuratorium der Gößnerschen Missionsgesellschaft nicht über sich. So kam die Vereinigung beider Missionen, von vielen begrüßt und mit Bestimmtheit erwartet, nicht zustande. Gegenüber der Gößnerschen Mission, der man die Schuld an dem Scheitern der Verhandlungen zusprach, griff in weiten Kreisen eine Ernüchterung, ja eine geradezu feindliche Stimmung um sich; doch jetzt galt es, fest zu bleiben und den schweren Weg allein zu gehen. Ein Ringen um die Existenz begann. Die Stunde des Handelns war gekommen.

Zu diesem Zeitpunkt berief mich die Gößnersche Missionsleitung zum Heimatinspektor. Ich nahm die Berufung als einen Auf Gottes an deswegen, weil ich wußte, daß die Gößnerische Mission einen Berufssarbeiter brauchte, der schon eingearbeitet war und mit der Arbeit sofort beginnen konnte. Das traf auf mich zu. Ich hatte, nachdem ich fast fünf Jahre Diasporapfarrer in einer ostpreußischen Gemeinde gewesen war, hauptamtlich im Dienste der Königsberger Missionsdirektion gestanden, die es sich zur Aufgabe machte, durch einen Provinzial-Missionspfarrer die Missionsliebe in den ostpreußischen Gemeinden zu wecken und zu pflegen. Nach Königsberg ging ich ungern, weil mir, obwohl ich ein Gößnerischer Missionarsohn bin, die Mission bis dahin ferngestanden hatte und ich mich weit mehr zum Dienst an der Jugend bestimmt glaubte. So hatte ich von meiner Gemeinde aus in der Jugendarbeit der Provinz auf Lehrgängen und Freizeiten mitgearbeitet, war ein halbes Jahr von meiner Gemeinde beurlaubt gewesen, um die Volkschule in Carlshof zu leiten und hatte gerade meine Wahl als Jugendpfarrer nach Elbing angenommen. Doch der Generalsuperintendent der Provinz Ostpreußen zwang mich, in die Provinzialmissionsarbeit einzutreten, weil sich sonst niemand dazu verstand. Dort hatte ich nun mit den Berufssarbeitern und Berufssarbeiterinnen der verschiedensten Missionsgesellschaften, der Rheinischen Mission, der Brüdergemeine, der Gößnerschen und im besonderen der Berliner Missionsgesellschaft zusammen gearbeitet und dabei die Methoden der heimatlichen Missionswerbearbeit kennengelernt. Wirklich sinnerfüllt erschien mir diese Zeit aber erst, als mich die Berufung nach Berlin erreichte. Ich nahm die neue Arbeit mit Freuden auf.

Seitdem sind zehn Jahre vergangen, von denen die ersten fünf Jahre einen ersten Abschnitt bilden. Er endet mit dem Abschluß der Arbeitsgemeinschaft zwischen der Berliner und Gößnerschen Missionsgesellschaft im Jahre 1932. Im Rückblick auf diese erste Zeit sind mir zwei Dinge verwunderlich. Zunächst die völlige Isoliertheit der Gößnerischen Mission innerhalb des Verbandes der anderen deutschen Missionsgesellschaften. An dieser Isoliertheit habe ich persönlich meinen vollen Anteil gehabt. Oft habe ich mich darüber gewundert, wie es möglich war, daß man einen 32jährigen jungen Mann so völlig sich selbst überlassen und ganz selbstständig losarbeiten lassen konnte; handelte es sich doch um nichts mehr und nichts weniger, als um den Wiederaufbau einer der größten deutschen Missionsgesellschaften. Seit jener Zeit habe ich mich damit abgefunden, daß man auch in der Reichsgottesarbeit sehr allein dastehen kann. Dennoch glaube ich nach wie vor und seitdem erst recht, daß nur dann für Kirche und Mission eine neue Zeit anbrechen kann, wenn diesem durch uns alle in gleichem Maße verschuldeten Mangel an Gemeinschaft abgeholfen sein wird.

Was mich zweitens im Blick auf jene Zeit mit Verwunderung erfüllt, ist die Fülle von Arbeitsansätzen und Ideen, die auf jene Arbeitsperiode zurückgehen. Schon im Februar 1928 veranstaltete ich für Ostpreußen eine Pastorenfreizeit bei dem Grafen Dohna in Waldburg. In dieses erste Jahr fällt auch die Gründung des sogenannten „Gößnertages“ in Niepe (Ostfriesland). Hier war die Liebe zur Gößnerischen Mission schon durch den alten Superintendenten Theodor Elster gepflanzt worden. Sein Sohn, der jetzige Landessuperintendent von Ostfriesland, Theodor Elster, führte die Tradition fort. Dem Einfluß seiner Persönlichkeit ist es zu danken, daß der „Gößnertag“ Wurzel fasste und zum Sammelpunkt der Gößnerliebe unter den ostfriesischen Pastoren wurde, die Jahr für Jahr, 30–80 an der Zahl, zum „Gößnertag“ erschienen: ein einzigartiger Vorgang im gesamten Gößnerschen Heimatgebiet. In dasselbe erste Jahr fällt auch die Reise nach einem anderen wichtigen Hinterland der Gößnerischen Mission: ins Memelgebiet. Es war mir von vornherein klar, daß hierin die vordringlichste Aufgabe des Heimatinspektors lag, alle Freundeskreise der Gößnerischen Mission persönlich aufzusuchen, um die zerrissenen oder gelockerten Fäden zwischen der Missionszentrale und dem tragenden Freundeskreise zu knüpfen. So sah mich das Jahr 1929 in Danzig, Bayern und in Schlesien, wo ich den einzigen schlesischen Kirchenkreis, der geschlossen hinter Gößner stand, Schweidnitz-Reichenbach, Gemeinde für Gemeinde besuchte. Erstmalige Reisen nach dem Ravensberger und Lippischen Lande, nach Hinter- und Vorpommern, nach dem Eichsfeld, sind dann bald

gefolgt. Hessen, in dem wir treue Freunde hatten, das aber durch uns völlig vernachlässigt war, wurde durch Missionar Beckmann erschlossen. In Ostpreußen waren es vor dem Kriege die ostpreußischen Gebetsvereine gewesen, die mit reichen Gaben unsere Arbeit gestützt hatten. Hier übernahm es Missionar Schüz in Zusammenarbeit mit Pfarrer Vic. Dr. Moderegger und dem Laienprediger Kischkat, die alte Liebe zu Goßner wieder zu wecken. Diese Reiseaktivität wurde dann planmäßig fortgesetzt.

Im Jahre 1928 wurde erstmals seit dem Kriege auch ein Tag des mit der Berliner Mission gemeinsamen großen Missionskurses für Pastoren in das Goßnersche Missionshaus verlegt, damit die Kurssteilnehmer wieder einen persönlichen Eindruck von unserer Heimatarbeit erhielten. Meiner Frau und mir sind diese Kursstage immer als die schönsten des ganzen Jahres erschienen. Wir öffneten den etwa hundert Gästen unsere Wohnung mit Freuden, was das Leichteste von der Welt war, da unser Hausrat, aus der Nachkriegszeit stammend, eher einem Standquartier gleich als einem gutbürgerslichen Haushalt und mühelos wie eine Ziehharmonika auseinander- und zusammengezogen werden konnte. An diesem Tage war das Goßnersche Missionshaus wirklich mit Leben erfüllt. Schon im Jahre 1929 verbanden wir mit dem Missionskursus auch den ersten Brüderstag, d. h. eine Arbeitskonferenz mit unsren ehemaligen Missionaren, die sich im Pfarramt befinden. Von diesen ihren ehemaligen Mitarbeitern auf dem Missionsfelde durfte die Goßnersche Mission in erster Linie eine Belebung ihrer heimatlichen Werbearbeit erwarten.

Auf das Ende des ersten Arbeitsjahres fällt auch mein erster Aufruf: „Das Wunder“. Es war der erste Aufruf, der seit dem Kriege ein starkes Echo fand. Es gingen zweitausend Zuschriften ein, und die Einsendungen erreichten einen Betrag von 13 500,00 RM. 16 000,00 RM. waren wir in jenem Jahr Indien schuldig geblieben; das Fehlende ergänzten die laufenden Einnahmen. Wir schlossen das Jahr mit einem tiefen Dankesgefühl. Seitdem habe ich Jahr für Jahr insgesamt an die 40 Aufrufe geschrieben: auch ein Symptom dafür, daß die heimatische Basis der Goßnerschen Mission zu eng geworden war. All diese Aufrufe, das möchte ich unsren Freunden sagen, sind zumeist unter dem schwersten inneren Druck geschrieben. Sie sind Stoßzweizer des Gebets gewesen; und wo sie es nicht waren, verhallten sie ungehört.

Auch was die Frage der Werbemittel sonst betrifft, so haben wir für Einfälle aller Art zu danken. So wurden drei verschiedene Arten von Sammelbüchsen ausgegeben, zuletzt in der endgültigen Form eines Bienenkorbes. Im Jahre 1932, dem eigentlichen Notjahr dieser Arbeitsperiode, gründeten wir die sogenannte „Notgemeinschaft“ und brachten dazu ein Zahlkartenheft mit Bildern vom Missionsfeld heraus, ein Versuch, der auch bei anderen Missionsgesellschaften Nachahmung gefunden hat. Hier muß ein Wort auch über jene beiden Postkarten gesagt werden, die alle unsere Missionsfreunde im Laufe der letzten zehn Jahre, zuletzt mit der Unterschrift unseres Missionspräses Stosch, aus Indien erhalten haben. Diese Karten sind, weil es technisch gar nicht anders möglich war, hier im Missionshause fertiggestellt und in Postpaketen nach Indien befördert worden. Sie brauchten dort nur frankiert und in den Postkästen geworfen zu werden. Unsere Freunde brauchen sich durch diese „Enthüllung“ nicht enttäuscht zu fühlen. Wer sich noch heute im Besitz einer solchen Karte befindet, darf sich dessen getrost, daß er ein sehr seltenes Andenken besitzt: diese Postkarten sind zwimal über den Ozean gewandert. Erinnerlich ist manchem unserer Freunde vielleicht auch die indische Reisähre, die wir als Dank für ein Sonderwerk hier aus dem Missionshaus versandten. Endlich erinnern wir — abgesehen von Aufschriften, die als Missionsmaterial für Predigten, Missionsstunden und Missionsvorträge an unsere pastoralen Freunde versandt worden sind — an unsere Bildbands- und Filmarbeit. Den vier ersten Bildbänden im Jahre 1930 folgten drei weitere im Jubiläumsjahr. Dazu kommen die farbigen Glasslichtbilder, und im Jahre 1931 wurde uns der rollende Film als ein lebendiges Anschauungsbild unserer Arbeit unter den Händen geschenkt: der Film „Jesus sahay“.

An dieser Stelle möchte ich einmal, weil es sonst nie geschehen ist und auch nie mehr geschehen soll, der treuen Mitarbeit meiner Frau gedenken. Sie ist Kunstmalerin und hat mir mit ihrer zeichnerischen Gabe geholfen, wo sie irgend konnte. So zeichnete meine Frau schon zu Weihnachten 1928 eine farbige Sammelfolie für Kinder: Kali und Krippe. Sie hat den Kindern viel Freude gemacht und war rasch vertrieben. Eine Anzahl der Titelblätter unserer Schriften, die 1927 vergriffen waren und heute einen Bestand von zwanzig verschiedenen Missionsheften bilden, geht auf ihre Hand oder ihren Rat zurück. Im Jahre 1929 begannen wir, die Monatseinnahmen unserer Mission auf der letzten Seite unseres Missionsblattes durch eine Zeichnung zu veranschaulichen. Jedes Jahr brachte einen neuen Versuch. So haben wir das Sinnbild des Bauens, des Wachsendes, des Wälzens einer

steinernen Last, des Laufens nach einem Ziel zu verwenden versucht. Endlich fanden wir für die Statistik unserer Einnahmen das für die „Gößner-Biene“ passende Bild: den Bienenkorb. Dabei sind wir geblieben. Es wird ferner niemand von unseren Freunden bemerkt haben, daß nach und nach die Kopfsbilder aller unserer Zeitschriften, der „Großen“ und „Kleinen Biene“ sowie des im Jahre 1931 neu gegründeten „Kindergrußes“ von meiner Frau gezeichnet sind. Jährlich die großen indischen Kisten ohne jede andere Hilfe eigenhändig zu packen, war für meine Frau eine fröhliche Selbstverständlichkeit. Ihre eigene Gründung aber ist der Missionsbazar im Gößnerschen Missionshaus. Am 1. und 2. Mai 1929 fand der erste Missionseverkauf statt und bekam jedes Jahr eine besondere neue Note. Auf dem Missionsbazar 1932 fand eine Verlosung statt mit Hauptgewinnen, die in neun Reisen bestanden. Der erste Gewinn: eine Reise nach Nordeuropa.

Warum ich das alles erzähle? Um zu zeigen, daß wir, als wir erkannt hatten, daß der Wille Gottes zum Handeln rief, uns auch vorbehaltlos zum Handeln entschlossen. Wir standen unter dem Befehl Gottes, zu handeln und suchten im Gehorsam gegen Gott diesen Befehl im Kleinsten und im Großten zu erfüllen. Die Arbeit wuchs uns unter den Händen, so daß sich das Kuratorium schon im Jahre 1931 mit dem Gedanken trug, einen zweiten Missionsinspektor zu berufen. Der Plan zerschlug sich. Auch das Büropersonal war auf ein Mindestmaß beschränkt. Bis zum Jahre 1932 waren ein Missionssekretär, der die Kasse führte, und eine Bürodame das gesamte Arbeitspersonal der Gößnerschen Mission. Heute sind es zwei Damen mehr. Auch die Einnahmen wuchsen. Dennoch, obwohl z. B. die Gaben vom Jahre 1927 zu 1928 von 88 000 RM. auf 148 000 RM. und 1931 auf 161 000 RM. stiegen (abgesehen von anderen Einnahmen), wurde es deutlich, daß die Mittel nicht genügten, um die Arbeit in Indien zu tragen. Das Jahr 1932, das Jahr der Weltwirtschaftskrise, machte es ganz deutlich. In jenem Jahr mußten wir unser Haus mit einer Hypothek von 60 000 RM. belasten.

Das Heimatgebiet der Gößnerschen Mission war nach allen Seiten ausgemessen und ausgeschritten worden. War es doch zu klein, um die indische Missionsarbeit zu tragen? Diese Frage bewegte uns nicht nur in der Heimat, sondern auch unsere Missionsgeschwister in Indien, vor allem, nachdem unsere amerikanischen Freunde, die während des Krieges stellvertretend in unsere Arbeit eingetreten waren, sich mit ihren Missionaren und geldlichen Unterstützungen wieder zurückgezogen hatten. Was ist Gottes Wille? Diese Frage wollte nicht verstummen. „Ich frage mich immer wieder“, so schrieb schon 1928 Missionar John in einem Brief an die Heimatsleitung, „warum reicht uns der Herr nicht dar, was doch nun einmal noch so notwendig ist! Will er uns nicht haben? Soll Gößner's Werk als solches nicht bestehen bleiben? Wir zerbrechen uns doch auch die Köpfe und sinnen auf Mittel und Wege, wie wir das Notwendige beschaffen können.“ So war die Stimmung auf dem Missionsfelde. Was sollte nun aber von der Heimat aus weiter geschehen, um den Zwang und die Enge zu durchbrechen? Zweierlei hatte sich herausgestellt. Erstens hatte die Gößnersche Mission in der Heimat in den ersten fünf Jahren ihres Wiederaufbaues bewiesen, daß sie ihren besonderen Charakter und ein eigenwüchsiges Leben besaß. Zweitens aber hatte es sich gezeigt, daß sie überall, wo sie hinkam, auf festgelegte Grenzen stieß, hinter denen das Freundesgebiet anderer Missionsgesellschaften begann. Eine geographische Ausdehnung war nicht mehr möglich. Wollte die Gößnersche Mission ihre Leistungsfähigkeit steigern, dann konnte es nur durch die Beseitigung dieser Schranken erfolgen. So lag es nahe, erneut in Verhandlungen mit der Berliner Missionsgesellschaft, in deren Heimatgebiet der zahlenmäßig größere Teil der Gößnerischen Freundeskreise verstreut liegt, einzutreten. Die Verhandlungen wurden dieses Mal durch die Berliner Missionsgesellschaft eingeleitet. Das Ergebnis war die Begründung der sogenannten „Arbeitsgemeinschaft der Gößnerschen und Berliner Missionsgesellschaft im gemeinsamen östlichen Hilfsgebiet“. Vielleicht hatte man auf Seiten der Berliner Missionsgesellschaft eine solche Willigkeit zum Zusammenschluß bei mir nicht vermutet, da ich in den letzten fünf Jahren zunächst einmal versuchen mußte, das Recht der Gößnerschen Mission auf ihre Sonderexistenz in hartem Ringen (es vollzog sich notvoll genug) zu erweisen. Aber niemals während der fünf Jahre hatte ich die Möglichkeit eines Zusammengehens aus den Augen gelassen. Nun aber war es mit Gottes Hilfe deutlich geworden, daß die Gößnersche Mission im Chor der anderen Missionsgesellschaften ihre eigene Stimme hatte, die ohne Schaden für das Ganze nicht verstummen durfte. Jetzt war die Zeit zu einer Neuordnung gekommen. Die beiden Ostpreußen in den Leitungen beider Missionsgesellschaften, Missionsinspektor Braun und ich, übernahmen die Vorverhandlungen, die diesmal zum Erfolg führten, weil anders als im Jahre 1927 für den Abschluß des Arbeitsabkommens die besondere Struktur der Gößnerschen Mission Berücksichtigung fand. Zu dem Freundesgebiet der Gößnerschen Mission gehören auch Missionskreise, die niemals in eine Vereinigung mit der Berliner

Missionsgesellschaft eingewilligt hätten, z. B. Bayern, Ostfriesland, Lippe und Westfalen. Auf diese z. T. treuesten und opferfreudigsten Hilfsgebiete konnte aber die Goßnersche Mission nicht verzichten. So wurde denn bestimmt, daß diese Freunde in die Arbeitsgemeinschaft mit der Berliner Missionsgesellschaft nicht hineingezogen wurden. Ihre Gaben sollten nach wie vor ungeteilt lediglich der Goßnerschen Mission zugute kommen; nur für das gemeinsame östliche Freundesgebiet wurde ein Verteilungsschlüssel der fortan gemeinsamen Einnahmen vereinbart. So wurde möglich, was 1927 unmöglich schien, weil ein und derselbe Plan jetzt auf das sachlich Mögliche zurückgeführt worden war. Die Goßnersche Mission blieb selbstständig, behielt ihre treuen Freunde im Westen und Süden unseres Vaterlandes ausschließlich für sich und arbeitete nur im Osten mit der Berliner Missionsgesellschaft zusammen. Die notwendige geographische Entschränkung war wenigstens zum Teil erreicht und eröffnete der Goßnerschen Mission neue Arbeitsmöglichkeiten, ohne zu einer Spannung mit der befreundeten Mission zu führen. Diese Arbeitsgemeinschaft der beiden Missionsgesellschaften hat Schule gemacht und in der ganzen deutschen Missionswelt freundigen Widerhall gefunden. Ihre unmittelbare Folge war eine Arbeitsgemeinschaft der vier in Ostpreußen arbeitenden Missionen, der Brüdergemeine, der Rheinischen, der Goßnerschen und Berliner Mission, für Ostpreußen (1935).

Allen diesen Bemühungen zum Trotz wuchs der schwere finanzielle Druck, der seit dem Kriege auf der Goßnerschen Mission lastete, nicht. Die allgemeine Weltlage spitzte sich immer stärker zu. So kam es, daß wir hier in der Heimat immer mehr arbeiten mußten, um finanziell immer weniger zu erreichen. Wohl konnten wir unsren Missionaren in Indien die Mittel für ihren Unterhalt und ihre Arbeit geben. Aber die schon seit dem Kriege unterernährte Missionskirche erfuhr aus Deutschland nur geringe Hilfe. Wie ein ferner Donner, der immer näher und immer lauter grollt, hallte die Frage an unser Ohr: Was will Gott? Es war im Jahre 1932! Auf unserer ganzen Arbeit lag eine drückende Schwüle. Über den Himmel der gesamten evangelischen Weltpfarrkirche schien ein Gewitter heraufzuziehen, aus dem jeden Augenblick der vernichtende Blitz zucken konnte. Dieser Stimmung gibt ein Brief Ausdruck, den ich in den Alten des Jahres 1932 gefunden habe, geschrieben an einen unsrer amerikanischen Freunde und so bezeichnend, daß ich ihn im Auszug bringen möchte. Er lautet: „Sehr verehrter Herr Professor! Es ist Sonnabend zwischen Karfreitag und Ostern, ein Tag, der ganz der Lage entspricht, in der wir uns befinden. Dieser letzte Monat hat uns bis an den Rand des Zusammenbruchs gebracht. Ich bin noch wie gelähmt. Die Last war und ist kaum zu tragen. Wir haben in diesem Monat die geringsten Einnahmen seit Wiederbeginn unserer Arbeit gehabt. Die dringendsten laufenden Ausgaben konnten nicht beglichen werden, die Gehälter nach Indien sind bis auf den heutigen Tag nicht abgegangen, die Gehälter für den vergangenen Monat. Sehr verehrter Herr Professor, ich weiß, daß Sie jetzt durch die Fülle der Arbeit völlig in Anspruch genommen sind. Ich weiß, daß Sie sofort etwas für uns tun würden, sobald Sie die Hände frei haben und die Möglichkeit dazu vorliegt. Mein Brief soll nur ein Stoßseuzer sein aus tiefer, tiefer Bedrängnis heraus. Ist vom National Lutheran Council nicht ein Tropfen Trostes zu erwarten? Hier in Deutschland herrscht (1932!) eine unerträgliche Schwüle, eine unheimliche Stille. Hier bricht etwas zusammen, und dort geht etwas zugrunde. Es steht alles, bei uns genau so wie bei der Berliner Missionsgesellschaft, auf des Messers Schneide, so daß sich in uns schon der Gedanke regt: Was will Gott mit alledem? Will Gott uns zerstören? Hat er uns verlassen? . . .“

Es kam das Jahr 1933 und mit ihm, von unsren Freunden und auch von mir persönlich, auf das freudigste begrüßt, der deutsche Umbruch. Die neue Zeit segte hinter jede traditionelle Größe ein Fragezeichen und zwang sie, sich über ihr Wesen und den Sinn ihrer Existenz Rechenschaft zu geben: eine kulturgeschichtliche Revision, der ich aus innerster Überzeugung zustimme, da sich nur so, durch eine Neubesinnung von Grund auf, erweisen kann, was wurzelecht im Leben unseres Volkes haftet. So geriet auch die Kirche, ins Schmelzfeuer der Selbstprüfung geworfen, und damit auch die Frage Kirche und Mission in Fluss. Bisher hatte die Mission trotz der vielfachen Querverbindungen mit der Kirche doch ein Eigenleben geführt und galt mehr oder weniger als ein abgegrenztes Fachgebiet. Doch jetzt schien die Stunde gekommen, daß die Mission auf organisch völlig neue Weise mit der Kirche (nicht organisatorisch) zusammenwuchs. Sie konnte sich nicht aus dem „Kirchenkampf“ und dem Geisteskampf der Gegenwart heraus halten und sich nur als eine Nutznießerin der Kirche betrachten. Sie mußte sich „in den Lebensprozeß der werdenden Kirche einschalten“: ein Satz, den ich unterm Kuratorium vorzulegen nicht müde wurde. Diese Forderung trat an die Goßnersche Mission in einer besonderen Weise heran. Sie war bisher von den größeren und älteren Missionsgesellschaften die am wenigsten „kirchliche“ gewesen,

obwohl sie genau so wie die anderen Missionen mit Pfarrern und Kirchengemeinden in Beziehung steht. Aber diese Beziehungen waren bei Gossner immer nur persönlicher Art gewesen. Die Kirchenbehörden als solche setzten sich mit ihrer kirchlichen Autorität immer für die anderen „heimatberechtigten“ Missionen ein. Ein neues, innerlich begründetes Verhältnis zu einer neuen Kirche war aber nur dadurch herzustellen, daß die Gossnersche Mission an lebenswichtigen Aufgaben der Kirche tätigen Anteil nahm. Dadurch allein konnte es ihr gelingen, auch ihre Leistungskraft gewissermaßen auf einer anderen Ebene, in einer anderen Dimension zu erhöhen: eine Möglichkeit, die sie aus Verantwortung für das große indische Missionsfeld nicht ausschlagen durfte. Diese Gedanken waren es, die mich bewogen, unter Zustimmung des Kuratoriums die freigewordene Leitung des „Deutschen Bundes für christlich-evangelische Erziehung in Haus und Schule“ im Februar 1934 zu übernehmen. Dabei lag mir nichts an dem Bund als Organisation. Auch sein schulpolitisches Programm stand für mich im Hintergrund. Als fruchtbar und lebenswichtig für Kirche und Mission erschien mir jedoch seine volksmissionarische Arbeit am evangelischen Elternhaus. Der Bund trat für eine Belebung der Hausandacht ein. Hatte nicht Gossner eines der bekanntesten Andachtsbücher, sein „Schalkästchen“, geschrieben? Der Bund pflegte die Familienbibelstunde. Hatte nicht Gossner in den Häusern des pommerschen und schlesischen Adels sowie in Berlin selbst die Familienbibelstunde als sein ureigenstes Arbeitsgebiet angesehen? Der Bund trat für eine klare biblische Unterweisung der Jugend im häuslichen Unterricht, im Religionsunterricht der Schule, im Kindergottesdienst und Konfirmandenunterricht ein. Er gibt dafür ein eigenes Schrifttum heraus. Hatte Gossner nicht selbst kleine Katechismen und Kindertraktate geschrieben? Hatte er nicht, wo er hinkam, blühende Kindergottesdienste gehabt und zuletzt in Berlin jene Gossnerschen Kleinkinderschulen gegründet, in denen auch für ihr die religiöse Unterweisung der Kinder die Hauptsache war? Hatte er nicht neben seinem Missionsblatt „Die Biene auf dem Missionsfelde“ gerade im Blick auf die christliche Elternschaft seine Familienzeitschrift, den „Christlichen Hausfreund“, herausgegeben, der dem Bundesblatt „Das Christliche Haus“ entspricht? Und hatte nicht sein Nachfolger, Dr. Prochnow, sogar das Kinderblatt des Bundes, den „Sonntagsboten für die Jugend“, selbst gegründet, das nun auf Umwegen wieder in die Hand eines Gossnerschen Missionsinspektors zurückkam? Auf diese Aufgaben kam es an, nicht auf eine organisatorische Verbindung mit dem Bund als Organisation. Sie ist stets mit aller Entschiedenheit vermieden worden. Die einzige Beziehung, die die Gossnersche Mission mit dem Bund einging, erfolgte durch meine Person und durch die Gastfreundschaft, die sie der Arbeit des Bundes im Missionshause gewährte. Andererseits aber konnte die Mission von der Tätigkeit des Bundes auch eine unmittelbare Verstärkung ihrer eigenen Werbearbeit erwarten. Unsere Missionsfreundeskreise, ja unsere Kirchengemeinden sind vielfach überaltert. Was soll einmal aus der Mission werden, wenn nicht die Missionsliebe von der Wurzel her, also von uns jungen Kindern und unserer Jugend her, hervorwächst? So glaubte ich, mit gutem Gewissen das Doppelamt übernehmend zu dürfen. Zu meiner Entlastung berief das Gossnersche Kuratorium Pastor Julius Elster, den Sohn des Landessuperintendenten von Ostfriesland, zum Missionsinspektor. Er ist mir seitdem ein treuer Mitarbeiter geworden und, da wir kein besonderes Arbeitsgebiet untereinander ab trennen, in meine Amtsfunktionen so hineingewachsen, daß er mich gut bei einer kürzeren oder längeren Abwesenheit vertreten kann. Die Folge der Übernahme dieser neuen Arbeit durch mich erwies sich sehr bald als ein Zuwachs an Leben, das auch in unser altes Missionshaus einzuströmen begann. Wer etwa zu Beginn des vorigen Jahres an einem Montag, Mittwoch oder Donnerstag in der Woche in unser Haus kam, hätte es vergleich mit den ersten Jahren nach dem Kriege nicht wiedererkannt. Neben einem mehrmonatigen katechetischen Lehrgang für Theologen fanden in ihm die sogenannten „Kurse für kirchlichen Unterricht“ für Laien statt (etwa 200 Kindergottesdiensthelfer und -helferinnen, Diakone und Diakonissen, Lehrer und Lehrerinnen aus Berlin), die für die kirchliche Unterweisung geschult wurden. Durch alle drei Stockwerke fand in diesen Abendstunden Unterricht vor etwa 60 Kindern statt. Nimmt man noch die Unruhe, die ein Neubau mit sich bringt, und die Arbeitsfülle einer Hundertjahrfeier (1936) hinzu, nimmt man noch hinzu, daß seitdem 7 verschiedene Blätter monatlich unser Haus verlassen, nimmt man endlich noch hinzu, daß sich in dem großen im Jahre 1935 neu gebauten Betraum nicht nur der Friedenauer Missionsverein, sondern die Friedenauer Gemeinde zu Gottesdiensten, Bibelstunden und Vorträgen versammelt, so gewinnt man eine Anschauung von der Wende, die in unserer Heimatarbeit eingetreten ist: der Wende vom gläubigen Warten zum gläubig entschlossenen Handeln.

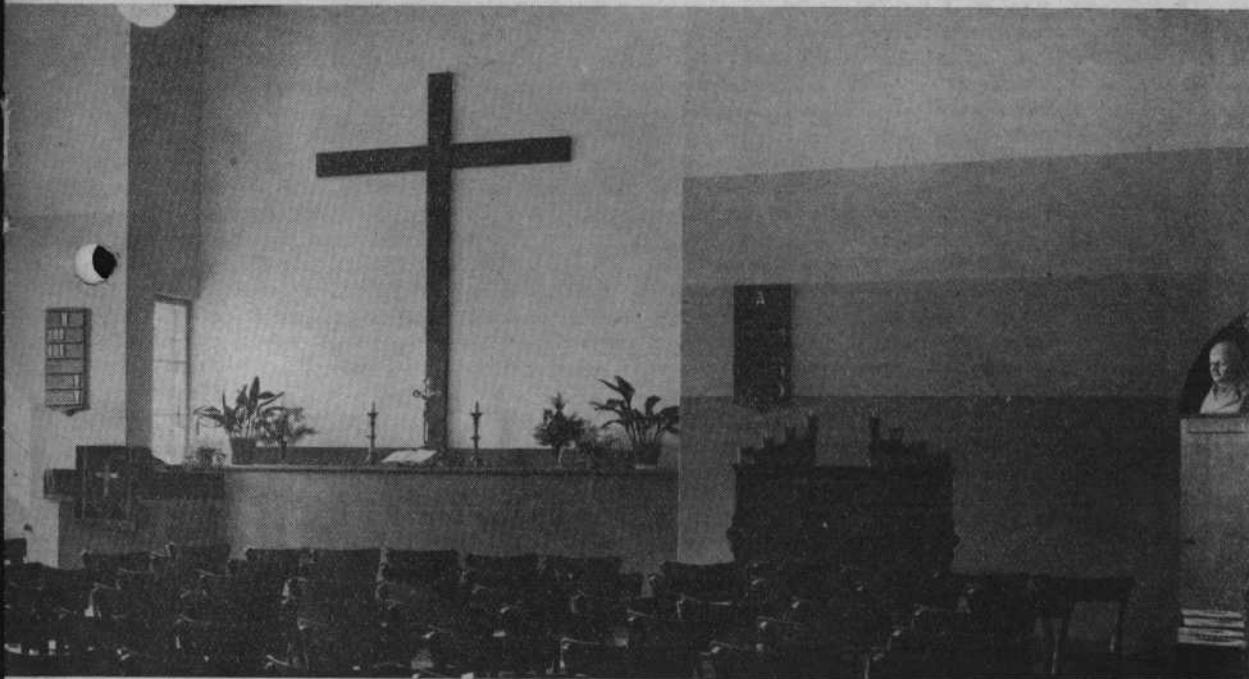
Die Not unserer Mission ist dennoch geblieben. Das Gewitter, das sich über der Kirche und der Mission zusammenballte, hat sich noch nicht verzogen. Es steht über uns

und wird weiter stehen bleiben. Und wie sich unter dem Drohen eines Gewitters eine Herde dicht aneinanderdrängt, um Schutz zu suchen, so haben alle deutschen Missionsgesellschaften in richtiger Erkenntnis der Weltgefahr, die der Weltmission des Christentums droht, das zuwege gebracht, was bisher immer wieder mißlang: sie haben sich 1931 in Barmen zum Deutschen Evangelischen Missions-Tag zusammengeschlossen, zu dem alle deutschen evangelischen Missionen mit Ausnahme der Adventisten gehören. Das ist bezeichnend für die Schwierigkeiten, mit denen die Mission nach wie vor zu kämpfen hat. Dieselbe Bedeutung haben auch die Begründung einer zentralen Missions-Devisenstelle und einer Beratungsstelle bei dem Deutschen Evangelischen Missionsrat für alle Fragen, die die Sammelerarbeit der Missionsgesellschaften betreffen. Man sucht dort in Zusammenarbeit mit den staatlichen Stellen den finanziellen Nöte Herr zu werden, die die Fortführung der deutschen evangelischen Mission mit Abbruch und Verkümmерung bedrohen.

Das Gewitter steht über uns. Es knistert im Gebälk der Kirche und der Mission. Der Sturm rüttelt an den Fenstern und zerrt und reißt an Dach und Mauerwerk. Die Kirche Jesu Christi in der ganzen Welt ist nach ihrem Wesen und nach dem inneren Recht ihrer Existenz gefragt, und immer näher und immer lauter grollt wie Donner an unser Ohr die Frage: Was ist Gottes Wille? Handeln oder harren, zugreifen oder geduldig abwarten? Tun oder lassen? Aktivität oder Passivität? Beides kann dem Willen Gottes entsprechen, beides kann sich zur Sünde wandeln. Beides hat seine von Gott bestimmte Zeit. Fragt man mich nach dem Sinn unserer Zeit, dann kann ich nicht anders antworten als: Noch sind wir zum Handeln aufgerufen; noch fordert Gott von uns das Menschenmögliche, ja vielleicht das Menschenunmögliche, damit Er das Entscheidende tun kann. Darum bitten wir unsere Freunde auch im neuen Jahr, mag kommen, was will, Treue zu halten, nicht zu erschrecken, das Herz in die Faust zu nehmen und den Weg zu gehen, den Gott uns weist. Wir Gossner-Freunde sind eine kleine, aber eingeritzte und im Warten und Handeln geübte Schar. Das haben die letzten zehn Jahre bewiesen. Sollte ich mit unseren Freunden zu viel exerziert haben — dann bitte ich um Verzeihung. Es geschah im besten Willen, den Willen Gottes, wie ich ihn erkannte, zu erfüllen. Ueber allem unsern Tun aber stehe das Gebet:

Dein Wille geschehe!

Lokies.



Unser neuer Betraal

Aufnahme: Scherl, Bilderdienst

DIE GOSSNERSCHE MISSION.

B
 Ihre Größe und Struktur, ihre missionsgeschichtliche Lage und auslandspolitische Bedeutung.

1) Größe: Die Goßnersche Missionsgesellschaft, die im vergangenen Jahr ihre Hundertjahrfeier beging, ist, was die Zahl der von ihr erreichten Heidenchristen betrifft, die zweigrößte deutsche evangelische Missionsgesellschaft. Sie hat auf ihrem ostindischen Missionsfelde (nordwestlich von Calcutta) in der Landschaft Chota Nagpur, Provinz Behar und Orissa, eine Christenschaft von 140.000 Seelen zu einer Missionskirche zusammengefaßt.

Vergleichsweise sei darauf hingewiesen, daß in Britisch-Indien insgesamt vier deutsche evangelische Missionsgesellschaften arbeiten:^{anfangs Goßnergruppe} die Baseler Mission mit 27.000, die Leipziger mit 17.000, die Breklumer (Schleswig-Holstein) mit 27.000 Christen. Demnach gehören von den im ganzen 211.000 durch deutsche evangelische Missionen in Indien betreuten Christen 140.000 der Goßnerschen Mission zu.

Die indische Arbeit tragende Goßnersche Heimatgemeinde ist über ganz Deutschland zerstreut. Die Hauptfreundesgebiete sind: Ostfriesland und Ostpreußen. Dazu treten: Bayern, Württemberg, Hessen, Rheinland, Westfalen, Lippe und der ganze deutsche Osten. Hier im Osten bildet die Goßnersche Missionsgesellschaft mit der Berliner, die in Afrika und China ~~noch~~ arbeitet, eine organisatorische Einheit, so daß von einem Abbruch des Goßnerschen Missionswerkes auch die Freundesgebiete der Berliner Mission mitbetroffen würden.

2) Struktur: Die Größe der Goßnerschen Mission darf nicht auf Grund der erstaunlich geringen Anzahl ihrer aktiven Missionare (7 Missionare, 4 Missionsschwestern) beurteilt werden.

Nur im Anfangsstadium gibt für eine Mission die Zahl ihrer Missionare das Maß an. Das Goßnersche Missionswerk aber ist durch gewisse Vorgänge im Weltkriege auf dem Wege der Verselbständigung unerhört, vielleicht ungesund rasch fortgeschritten, so daß die europäischen Missionsarbeiter heute in ihm wie "Instrukturen in einem fremden Heer" einen Hilfsdienst leisten. Während in Anfangszeiten jede einzelne Station auf dem Missionsfelde mit einem Europäer besetzt wird, üben auf einer fortgeschrittenen Stufe die europäischen Missionare im Organismus der Missionskirche nur die wichtigsten Funktionen aus (Leitung der Missionshochschule und des Predigerseminars zur Heranbildung des kirchlichen Führernachwuchses, Leitung des missionarischen Vorstoßes, Betreuung besonders wichtiger Stationen und Gebiete, Aufsicht über die Finanzen und anders mehr), während alle im Rahmen des Gewöhnlichen liegenden Aufgaben der Verantwortung

eingeborener Missionskräfte übertragen wird.

So handelt es sich ^{also} bei der Goßnerschen Mission also um den Versuch, ein verhältnismäßig großes Missionswerk (das zweitgrößte deutsche evangelische) mit dem geringsten Aufgebot von deutschen Kräften und Mitteln doch in deutscher Hand zu behalten. Gerade darum erscheint es als widersinnig, an einem solchen Punkte der deutschen Missionsfront zuerst abzubauen.

- 3) Die missionsgeschichtliche Lage: Die Verselbständigung der Goßnerschen Missionskirche erfolgte, nachdem die britische Regierung die deutschen Missionare während des Weltkrieges (1915) zuerst ins Konzentrationslager gesperrt und dann aus Indien ausgewiesen hatte, gerade aus Treue zu der deutschen Mutterkirche. Im Auslande pflegt man die Missionen nicht nach ihrer Konfession, sondern nach ihrer Nation zu bezeichnen. So heißen die Christen der deutschen Goßnermission, obwohl die Inder sind, seit jeher "deutsche Christen" und haben wegen ihrer Solidarität mit dem deutschen Volke, die aus der Berührung mit deutschen Missionaren ohne weiteres erwächst, während des Krieges viel zu leiden gehabt. Zuletzt machte die englische Regierung den gewaltsamen Versuch, sie mit Zwangsmaßnahmen in eine englische Mission zu pressen. In diesem Augenblick als jeder andere Ausweg versperrt war, erklärte sich die Goßnersche Missionskirche für selbstständig (1919) und besetzte die leitenden Stellen mit Eingeborenen, die sich jedoch damals und noch längere Zeit später lediglich als Platzhalter für die deutschen Missionare betrachteten, um deren Rückkehr die indischen Christen solange kämpften, bis die britische Regierung nachgab. Doch hatte die Abwesenheit der deutschen Missionare zu lange gedauert; als sie im Jahre 1925 wieder auf das Missionsfeld zurückkehrten, fanden sie ein neues Indien vor. Es zeigte sich, daß die Entwicklung auf die Verhältnisse vor dem Kriege nicht mehr zurückgeschraubt werden konnte. Zwar hatten 80 % der Christen (in der Hauptsache Bauern) nach wie vor den Wunsch, die alten Zustände wieder hergestellt zu sehen - und sie wünschen es heute noch; aber die Minderheit (Intelligenz und Stadtbevölkerung) wollte von der Führung nicht mehr zurücktreten. So übernahmen die Missionare auf Grund der vorgefundenen Lage die Rolle der "Instrukteure und Sachberater". Es stellte sich aber sehr bald heraus, daß die Eingeborenenkirche noch zu unreif war, um sich selbstständig leiten zu können. Sie bedurfte und bedarf heute noch der festen, führenden Hand des überlegenen Europäers. Leider befand sich unter den Goßnerschen Missionaren, so treu und tüchtig der Einzelne in seiner Arbeit sein möchte, kein überragender Geist, der die Gesamtlage auf dem Missionsfelde hätte meistern können. So kam es zwischen den eingeboernen Kirchenführern

und den Missionaren zu zeitweise unerfreulichen Spannungen, unter denen auch die Arbeit litt: übrigens ein Vorgang, der auf allen Missionsfeldern der Welt zu beobachten ist. Die Missionsleitung in Berlin war sich nicht einen einzigen Augenblick über die Lage des Missionsfeldes im Unklaren. Jedoch konnte sie nicht eher wirksam eingreifen, als die Eingeborenenkirche ihre eigene Unzulänglichkeit eingestand und einen Europäer in die Führung der Kirche freiwillig rief. Das ist jetzt geschehen. Präses Lic. Stäsch, der bis zum Kriege die Gesamtleitung der Arbeit in Indien innehatte, ist von der indischen Generalsynode einstimmig zum Präsidenten der Kirche gewählt worden und hat sich entschlossen, diesem Rufe Folge zu leisten. Damit ist eine Neuordnung der Kirche und zugleich auch ein neues Verhältnis der Missionare im Raum der Eingeborenenkirche eingeleitet. An dieser Gesamtaktion hat, da die Goßnersche Mission eins der bekanntesten und größten lutherischen Missionsfelder darstellt, das Gesamtluthertum in der Welt regsten Anteil. Darum hat der Lutherische Weltkonvent in der letzten Sitzung seines Exekutivkomitees in Amsterdam die Finanzierung der Stosch'schen Aktion beschlossen. Es handelt sich dabei vornehmlich um die lutherischen Kirchen Amerikas, deren gespannteste Aufmerksamkeit gerade in diesem Augenblick auf die Vorgänge in der Goßnerschen Missionskirche gerichtet ist. So besteht denn kein Zweifel darüber, daß ein Abbau der Goßnerschen Missionsarbeit gerade jetzt das größte Aufsehen in Amerika, England und in den nordischen Ländern hervorrufen würde.

- 4) Die außenpolitische Bedeutung: Endlich sei auf die nationale Bedeutung der Goßnerschen Mission und auf die völkische Haltung der Goßnerschen Missionare sowie ihrer Heimaleitung hingewiesen. Es erscheint hier nicht angebracht, nur Allgemeinheiten auszusprechen. Darum sei gestattet, auf Einzelheiten einzugehen. Zwei der Goßnermissionare (2 von 7) sind Parteigenossen, einer von ihnen überdies Amtswalter. Als dieser letzte (jetzt wegen sittlicher Verfehlungen freiwillig aus der Mission ausgeschieden) gelegentlich seiner Ausreise nach Indien aus missionarischen Gründen aus der Partei ausscheiden und sein Amt niederlegen wollte, war es die Missionsleitung selber, die ihn daran gehindert hat. Ferner war der Missionsleitung in Berlin stets bekannt, daß beide Missionare als Parteigenossen Berichte über die Missionsarbeit an die Ortsgruppe der N.S.D.A.P. in Calcutta sandten. Niemals hat die Berliner Missionsleitung diese Berichterstattung unterbunden oder auch nur erschwert, obwohl sie sich dessen bewußt war, daß der Mangel an einem Gedankenaustausch zwischen der Missionsleitung und der Ortsgruppe in Calcutta leicht Mißverständnisse und eine Verschiebung der Gesichtspunkte hervorrufen konnte.

Wir weisen ferner darauf hin, daß alle Briefe und Berichte unserer Missionare und Missionsschwestern von der Freude über die politische Wende in Deutschland erfüllt sind. "Wir durften nun wieder die Häupter erheben und eintreten mit dem deutschen Bekenntnis zum Führer", so heißt es einmal in dem Bericht eines der Missionare über den Besuch des Kreuzers "Karlsruhe", und mit denselben Worten einer ehrlichen Begeisterung schildert eine der Missionsschwestern die Feier des 1. Mai 1935, die sie in der Gemeinschaft mit den deutschen Volksgenossen in Calcutta als etwas Unvergessliches erleben durfte. Diese Berichte wurden in den Blättern der Goßnerschen Mission bereitwilligst veröffentlicht: ein Zeichen dafür, wie positiv auch die Heimatleitung der Goßnerschen Mission über die politische Führung Deutschlands denkt.

In Kürze sei auch darauf hingewiesen, daß alle unsere Missionare sich regelmäßig von Indien aus mit einem Beitrag zum Winterhilfswerk beteiligten und zum Austausch untereinander zwei Exemplare des "Völkischen Beobachters" lasen.

Was endlich die vaterländische Haltung der Goßnerschen Mission während des Weltkrieges betrifft, so dürfte ein Hinweis auf "den Fall Ferdinand Grätsch" genügen, eines Goßnerschen Missionars, der vom Jahre 1914 - 1922 als Übersetzer in der Orientabteilung des Auswärtigen Amtes tätig war und nach dem Kriege vom Auswärtigen Amt in London beschuldigt wurde, "an der Schaffung der gehässigsten Propagandaliteratur gegen England" mitgearbeitet zu haben. Der Fall Grätsch wurde vom Foreign Office als "der gravierendste Fall der Illoyalität" deutscher Missionare gegen England bezeichnet und drohte dazu zu führen, daß nicht nur die Goßnersche Mission von Indien, sondern die ganze deutsche evangelische Mission, soweit sie im Bereich des englischen Empire arbeitet, von einer Rückkehr auf die alten Missionsfelder ausgeschlossen würde. Gewährsmann: Professor D. Julius Richter, Berlin-Steglitz. Dennoch hat die Goßnersche Mission ihren Missionar deswegen nicht fallen lassen, sondern seiner Tätigkeit im Auswärtigen Amt im ~~Indien~~ ~~Indien~~ stets als der Erfüllung einer vaterländischen Pflicht zugestimmt, ~~Wie sie auch~~ als selbstverständliche Pflicht ansah, daß zwei ihrer Missionare in Afrika in einer Zeit höchster vaterländischer Not sogar mit der Waffe Dienst taten. Missionar Grätsch trat freiwillig aus dem Verbande der Goßnerschen Mission aus, um ihr den Weg nach Indien frei zu geben.

Zum Schluß sei noch auf den Eindruck verwiesen, der sich im Blick auf die Goßnersche Mission als deutsche Mission nicht nur der indischen Christenheit, sondern auch den Nichtchristen Indiens eingeprägt hat. Mahatma Gandhi, der sonst grundsätzlich eine kritische

Haltung zu der christlichen Missionarbeit einnimmt, hat gelegentlich auch die Hauptstation der Goßnerschen Mission, Ranchi, besucht und dabei die Goßnerschen Missionsehristen persönlich kennengelernt. Er war von der Echtheit und Tiefe dieser deutschen Arbeit so stark beeindruckt, daß er den Befehl zu einer hinduistischen Gegenmission gerade gegenüber diesem Missionsfelde zurückzog.

Aus alledem ergibt sich, daß ein Abbau der Goßnerschen Mission auch in der tiefreligiösen nichtchristlichen Bevölkerung Indiens ein großes Aufsehen errregen, zu falschen Deutungen führen und dem deutschen Ansehen in der Welt Eintrag tun würde.

- - - - -

4-15-5

Kurze Zusammenfassung d. Vortrags v. Inspr. Lekies auf dem
Pastoralkongress 1940.

Das Gossnersche Missionsfeld in Indien.

I. Indien.

Das Kulturland - das Land der Götter - das Land des Kastensystems, des Purdahs und der Parias - das Land Gandhis - muss man verlassen, um das Gossnersche Missionsfeld kennenzulernen.

II.

Chota Nagpur Volkssplitter aus der Urbevölkerung Indiens - kulturarm - in nichts unterschieden von den Negerstämmen Südafrikas - von der Mission entdeckt - und in die Kulturwelt eingeführt.

Paria- und Frauenfrage unbekannt; aber Eintritt der Gossnerschen Mission doch von grosser sozialer Bedeutung. Kampf um Landbesitz und Freiheit gegen die Hindus, von der Mission unterstützt - Landvermessung.

III.

Kein Wunder, dass Massenbewegung zum Christentum einsetzte. Keine Erweckungsbewegung. Der Schwerpunkt verlegt sich auf Erziehung. Darum ausgebildetes Schulwesen, vergl. Dr. Duff. Grundsätzlich aber Aufbau der Volkskirche durch Wort und Sakrament - Evangelisation - Seelsorge

IV.

Die religiösen Voraussetzungen bei den Kols vorhanden. Realität der Geister. Realität der Erlösung. Trotzdem Kirche zwischen Ostern und Pfingsten. Fürbitte.

V.

Inzwischen muss mit Treue im Kleinen weitergearbeitet werden. Betreuung der Frauенwelt. Heutige Aufgaben der Missionsschwestern. Tabitha-Schule. Arbeit durch den Krieg unterbrochen.

VI.

Beide Kriege Belastungsproben. Entwicklung krisenhaft. Gegenmissionen Alle Krisen aber innerlich fördernd. Autonomietag. Seitdem alte und junge Kirche. Kolskirche Glied des Lutherischen Kirchenbundes in Indien und des Luherischen Weltbundes. Hilfe der Amerikaner Hilfe für

der Gossner-Mission in China.

I. Tätigkeiten

„... der Gossner-Mission in China - das heißt die Arbeit der Mission ist die Arbeit der Kirche - und die Kirche ist die Arbeit des Herrn.“

II.

„... der Gossner-Mission in China - das heißt die Arbeit der Kirche ist die Arbeit des Herrn - und die Kirche ist die Arbeit des Herrn.“

III.

„... der Gossner-Mission in China - das heißt die Arbeit der Kirche ist die Arbeit des Herrn.“

VI.

„... der Gossner-Mission in China - das heißt die Arbeit der Kirche ist die Arbeit des Herrn.“

Chineser-Literatur

V.

„... der Gossner-Mission in China - das heißt die Arbeit der Kirche ist die Arbeit des Herrn.“

IV.

„... der Gossner-Mission in China - das heißt die Arbeit der Kirche ist die Arbeit des Herrn.“

die Kolskirche.

VII.

Die Kolskirche ~~ist~~ zwar äusserlich, der Verfassung nach, selbständige, in Wirklichkeit noch unreif. Selbsterhaltung, Selbstverwaltung, Selbstausbreitung noch wenig zu spüren. Rückruf der Missionare. Spannung mit der gebildeten Führerschicht. Missionare in der Kirche. Ihre Autorität musste gestärkt werden. Endlich Berufung von Stosch zum Präsidenten der Kirchs. Neuordnung des Verhältnisses zu den Missionaren. Pastorendienstordnung.

VIII.

Wichtigster Dienst: Vertiefung des geistlichen Lebens. Bibelfreizeiten und Lehrgänge. Glaubenskonferenzen. Hier Anrecht der deutschen Mission auf Beibehaltung der Missionsfelder. Ziel dennoch: die selbständige Missionskirche.

IX.

Dies Ziel dient Gesamtindien:

- a) die organisch gewachsene Gemeindekirche auf dem Missionsfelde, die einzige Gegenwirkung gegen die indische Idealisierung des Christentums;
- b) nur das Evangelium bringt Indien die rechte Freiheit.

education in

574

Wiederholungen. Beobachtungen der Gruppen und der Ergebnisse der Untersuchungen werden im Bericht berichtet.

M. 21

...und so weiter. Das ist der Grund, warum es so schwierig ist, eine solche Kette von Ereignissen zu verstehen.

三

Die hier dargestellten Ergebnisse zeigen, dass die Anwendung der von uns vorgeschlagenen Methoden zu einer signifikanten Reduzierung der Fehlerhäufigkeit führt.

4-15-5 H. Lokies 1939?

Das Missionsfeld der Goßnerschen Mission in Indien.

- Die Geschichte der Goßnerschen Mission verläuft in zwei Abschnitten; den ersten möchte ich den oekumenischen und den zweiten als den volkskirchlichen bezeichnen. Während der ersten oekumenischen Periode wurden Sendboten der Goßnerschen Mission in weitem Wurf über alle fünf Erdteile ausgestreut: Australien, Südsee-Inseln, Neu-Guinea, Holländ. Indien, Brit. Indien, Südafrika, Westafrika, Nord- und Mittelamerika. Das hing mit dem Bild zusammen, das sich die damalige aus den sogen. "Stillen im Lande" sich zusammensetzende Missionsgemeinde vom Heidentum machte. Dieses Bild ist von einer gewissen Romantik nicht frei. Die damals hinaus ziehenden Missionare kannten die Wirklichkeit des Missionsfeldes nicht. Ihnen erschien die nichtchristliche Völkerwelt als eine einzige massa perditionis, aus der es galt die Einzelnen zu errettten, oder, wie Zinzendorff sagte, "Seelen für das Land zu werben." Man wußte damals nichts oder sehr wenig von den sprachlichen und klimatischen Verhältnissen in den Tropen. Man übersah damals vor allem die Grundtatsache alles Lebens, die uns Missionsfreunden nicht erst jetzt, sondern schon seit Jahrzehnten aus der Missionspraxis deutlich geworden ist: dass es nämlich keine Einzelnen gibt, sondern der Einzelne in rassische, geschichtliche, volkliche Zusammenhänge eingegliedert ist, mit denen der Missionar bei seiner Arbeit zu rechnen hat. In jener ersten Periode hat die Goßnersche Mission in aller Welt Pionierarbeit geleistet; aber alle diese Arbeit ist bald nach ihren Anfängen in fremde Hände übergegangen, im besonderen in holländische und englische. Wir wollen diese Arbeiten, für die die Goßnersche Mission im ersten Ansturm ihre besten Kräfte geopfert hat, nicht vergessen. Es sei kurz daran erinnert, daß z.B. die ersten Missionare, die überhaupt nach Neu-Guinea kamen, Goßnersche Missionare gewesen sind. Nach 14 ergebnislosen Jahren wurden die ersten Papuas getauft. Noch nach 25 Jahren zählte man in holländ. Neu-Guinea nur 14 getaufte Papuas. Dann aber begann die Saat aufzugehen. 1930 zählte man 15000 und 1934 - 52000 Christen.

Am vergangenen Sonnabend, dem 23. April, ist den allerersten Goßnerschen Missionaren, die nach Australien gingen, und dort unter den Austral-Negern völlig vergeblich arbeiteten, durch den Gouverneur Wilson von Queensland unter der Beteiligung der Australischen Regierung und der gesamten Bevölkerung ein Ehrenmal gesetzt worden als den ersten

deutschen Siedlern in Australien, "Queensland's first free settlers." Wir haben an den Gouverneur von Queensland ein Glückwunschtelegramm gerichtet und den unseren bayrischen Freunden von der Neuendettelsauer 50 Jahrfeier hier bekannten Missionsdirektor der Australischen Neu-Guinea-Mission, Pastor Theile in Brisbane, gebeten, bei der Einweihung des Ehrenmals in unserem Namen zu sprechen. Diese ersten Goßnerschen Missionare haben zwar in ihrem ganzen Leben nicht einen einzigen Australen getauft, aber sie sind die Gründer von auslandsdeutschen Gemeinden und Synoden geworden, ähnlich jenen 43 Goßnerschen Missionaren, die nach und nach nach Nordamerika und Kanada ausgeschickt worden sind. Sie und der Mann, der sie zum Dienst um die Welt aussandte, der Pastor Johannes Evangelista Goßner, waren die ersten, die diese wichtigen Aufgaben an den Auslandsdeutschen erkannten und erfüllten. Darum wollen wir auch ihrer nicht vergessen.

Das einzige große Missionsfeld der Goßnerschen Mission, das sich heute in deutscher Hand befindet, ist die sogen. Goßnersche Kols-Mission in Britisch-Indien, 200 km westlich von Kalkutta. Hier stießen die Goßnerschen Missionare zum ersten Mal auf ein Volk. Zwar waren es zuerst auch nur Einzelne, 4 Männer von dem Stamm der Urauns, die sich nach 5 Jahren harter, fruchtloser Arbeit zur Taufe meldeten und sich taufen ließen. Aber dann gerieten ganze Dörfer in Bewegung. Die Kols (Hinweis auf das statistische Blatt), sie selber nennen sich niemals so, sondern auch heute noch je nach ihrer Stammeszugehörigkeit, entweder Urauns, Mundas, Kharias, Hos usw., - die Kols, wie sie von der deutschen Missionsgemeinde genannt zu werden pflegen, kamen zu tausenden, ja zeitweise zu zehntausenden. So trat sehr bald in den Gesichtskreis der Goßnerschen Missionare als Ziel der Missionsarbeit die Begründung einer Volkskirche. Wir nennen darum diesen zweiten Abschnitt der Goßnerschen Missionsgeschichte den volkskirchlichen. Heute sind insgesamt 140 000 Christen in der Kolskirche gesammelt. Das bedeutet, daß die Goßnersche Mission, so unscheinbar ihre Representation und Organisation hier in der Heimat ist, draußen in der Welt die zweitgrößte deutsche Missionskirche darstellt; nur die Rheinische Mission hat in ihrer Batak-Kirche noch eine weit größere Christenschaft zu Gemeinden zusammengeschlossen. In Indien selbst liegen die Zahlenverhältnisse fogendermaßen: von den insgesamt vier deutschen Missionsgesellschaften, die in Indien arbeiten, weiß die Leipziger Mission von 17 000, die Baseler Mission von 27 000

und die Breklumer Mission von 28 000 getauften Christen zu berichten. So gehören von den insgesamt durch deutsche evangelische Missionen in Indien betreuten 210 000 Christen = 140 000 zur Goßnerschen Kols-Kirche.

Daraus folgt, daß die Größe des Goßnerschen Missionsfeldes nicht auf Grund der überaus geringen Anzahl ihrer aktiven Missionare (9 Missionare, 4 Missionsschwestern) beurteilt werden darf. Nur im Anfangsstadium gibt für eine Mission die Zahl ihrer Missionare das Maß an. Das Goßnersche Missionswerk ist durch gewisse Vorgänge im Weltkrieg, auf die ich noch zu sprechen komme, auf dem Wege der Verselbständigung unerhört, ja vielleicht ungesund rasch fortgeschritten, so daß die deutschen Missionsarbeiter heute in ihm wie "Instrukturen in einem fremden Heer" nur einen unentbehrlichen Hilfsdienst leisten. Während z.B. in den Anfangszeiten der Missionsarbeit jede einzelne Missionsstation mit einem Europäer besetzt zu werden pflegt, üben auf einer fortgeschrittenen Stufe die europäischen Missionare im Organismus der Missionskirche nur die wichtigsten Funktionen aus (Leitung der Missionshochschule und des Predigerseminars zur Heranbildung des kirchlichen Führernachwuchses, Leitung des missionarischen Vorstoßes, Betreuung besonders wichtiger Stationen und Gebiete, Aufsicht über die Finanzen und anderes mehr), während alle im Rahmen des Gewöhnlichen liegenden kirchlichen Aufgaben der Verantwortung eingeborener Missionskräfte übertragen sind.

Es handelt sich also bei der Goßnerschen Mission nach ihrer gegenwärtigen Struktur um den Versuch, ein verhältnismäßig großes Missionswerk mit dem geringsten Aufwand von deutschen Kräften und Mitteln doch in deutscher Hand zu behalten.

Die Verselbständigung der Missionskirche erfolgte während des Weltkrieges, nachdem die britische Regierung die deutschen Missionare im Jahre 1915 zuerst in das Konzentrationslager gesperrt und dann aus Indien ausgewiesen hatte, gerade aus Treue zur deutschen Mutterkirche. Im Ausland pflegt man die Missionen nicht nach ihren Konfessionen, sondern nach ihren Nationen zu bezeichnen. So heißen die Christen der deutschen Goßnermission, obwohl sie Inder sind, seit jeher mißverständlich "deutsche Christen" und haben wegen ihrer Solidarität mit dem deutschen Volk, die aus der Berührung mit den deutschen Missionaren ohne weiteres erwächst, während des Krieges viel zu leiden gehabt. Zuletzt machte die englische Regierung den gewaltsamen Versuch, sie mit Zwangsmassnahmen in eine englische Mission zu pressen. In diesem Augenblick, als jeder

andere Weg versperrt war, erklärte sich die Goßnersche Missionskirche für selbständige (1919) und besetzte die leitenden Stellen mit Eingeborenen, die sich jedoch damals und lange Zeit später lediglich als Platzhalter für die deutschen Missionare betrachteten, um deren Rückkehr die indischen Christen so lange kämpften, bis die britische Regierung nachgab. Doch hatte die Abwesenheit der deutschen Missionare zu lange gedauert. Als sie 1925 wieder auf das Missionsfeld zurückkehrten, fanden sie ein neues Indien vor. Es zeigte sich, daß die Entwicklung auf die Verhältnisse vor dem Kriege nicht mehr zurückgeschraubt werden konnten. Zwar hatten 80 % der Christen (in der Hauptsache Bauern) nach wie vor den Wunsch, die alten patriarchalischen Zustände wieder hergestellt zu sehen und sie wünschen es heute noch; aber die Minderheit (Intelligenz und Stadtbevölkerung) wollte von der Führung nicht mehr zurücktreten. So übernehmen die Missionare auf Grund der vorgefundenen Lage die Rolle als "Instrukturen und Sachberater". Es stellte sich aber sehr bald heraus, daß die Eingeborenenkirche noch zu unreif war, um sich selbständig leiten zu können. Das Missionsfeld bedurfte und bedarf noch heute der festen, führenden Hand des Missionars. Das ist die in bitteren Erfahrungen gewonnene Erkenntnis der letzten Jahre bei all unseren Missionaren. Wie 80 % aller Christen in Indien aus Massenbewegungen hervorgegangen sind, so verdankt auch die Goßnersche Missionskirche ihren Bestand dem Uebertritt ganzer Sippen und geschlossener Dorfschaften zum Christentum. Die ersten Kols ließen sich wirklich aus Glaubensgründen taufen, und diese innersten Motive haben auch weiterhin fort- und mitgewirkt; aber es besteht kein Zweifel, daß auch soziale und wirtschaftliche Gründe für die Eingliederung der Kols in die christliche Kirche bestimmend gewesen sind. Die Mission braucht sich dessen nicht zu schämen. Es ist das Verdienst der Goßnerschen Mission, ein kerngesundes Bauernvolk im indischen Dschungel, das Volk der Kols, durch ihren Eintritt in die Geschichte dieses Volkes nicht nur von der Furcht vor den Dämonen, sondern auch von der sozialen Entrechtung durch die Herrenschicht der Hindus, von der Proletarisierung und vom wirtschaftlichen Ruin gerettet zu haben. Alles das war nicht primär ihre Aufgabe; aber alles das war die natürliche Folge der Evangeliumsverkündigung, die ja nicht im luftleeren Raum geschieht, sondern in die Realität des persönlichen und des völkischen Lebens eingreift. Die Goßnersche Mission hat wirklich nach nichts anderem getrachtet, als dass das Reich Gottes auch zu den Kols komme, aber es ist ihr "solches alles zugefallen": eine Bauernbefreiung großen Stils. Auf den Antrag der Goßnerschen Missionare

wurde durch die britische Regierung das den Kols erbeigene Bauernland vermesssen und so vor dem Zugriff der wucherischen Hände eines bauernfeindlichen Großgrundbesitzes gerettet. Raiffeisenbanken, nach deutschem Muster eingerichtet, boten das Uebrige.

Es ist einzusehen, daß in der Hoffnung auf eine Besserung ihrer sozialen Lage auch unlautere Elemente in die Kirche eindrangen, die der Läuterung durch das Wort Gottes, durch christliche Erziehung und Unterweisung bedurfte. Man kann nicht sagen, daß die alten-Goßnerschen Missionare diese Aufgabe lässig betrieben haben. Es entstand ein Netz von christlichen Schulen, angefangen von der einfachsten Dorfschule und gipfelnd in der Missionshochschule und dem Predigerseminar auf der Hauptstation Ranchi. Aber diese Arbeit mußte durch Generationen hin durchgeführt werden, um erfolgreich zu sein. Eins freilich war erreicht: die Begründung der Kirche auf dem Boden des Volkstums. Die christliche Kirche wurde im Volke der Kols volkstümlich. Auch die Missionare taten das ihrige, um das Samenkorn des Evangeliums im indischen Boden zu pflegen. Die Bibel wurde von D. Nottrott ins Mundari, einzelne Bibelteile durch Missionar Hahn ins Uraun und durch Missionar Eidnaes ins Gauwari übersetzt. Ein vollständliches Liedgut entstand. Bald wurden von der Gemeinde gedichtete geistliche Volkslieder (Bhajans) nach eigenen Weisen gesungen. Auch die Gemeindeordnung, die die uralte Einrichtung im indischen Dorf, den Fünf-Männer-Rat (Panchait), ins Kirchliche übertrug, wurde populär. Schon früh erwuchs ein neuer Stand von christlichen Mitarbeitern: Aelteste, Katechisten, Lehrer und Pastoren. Das Evangelium begann das Leben und Denken der Kols zu durchdringen. Ein Beispiel dafür, das Aufkommen christlicher Sitten und neuer, nichtbiblischer Taufnamen, z.B. Christ-Hardughan (Hinweis auf das neugedruckte Arbeitsheft "Bilder aus der Goßnerschen Missionsarbeit"). Wie stark doch auch seit den Anfangszeiten der Bekehrung die innere geistliche Substanz in der Kirche da ist, zeigt sich in Konfliktsfällen, in denen Kols-Christen, vor einer Entscheidung gestellt, lieber einen wirtschaftlichen Verlust auf sich nehmen als ihren Glauben preisgeben (Beispiel: die Geschichte des Masi-prakasch; s. Arbeitsheft). Und doch besteht das Urteil der Missionare zu Recht, daß die Wirklichkeit der Kirche nicht der heute bestehenden Verfassung einer selbständigen, mündigen, "autonomen" Kirche entspricht. Gerade in den letzten Jahren ist diese Autonomie der Kols-Kirche von unseren Missionaren als Fassade und Schein durchschaut worden. Die junge Missionskirche bedarf immer noch der Vermehrung und Stärkung ihrer Glaubenssubstanz durch das ältere kirchengeschichtliche Erbe der deutschen Mutterkirche. Sie bedarf der autoritären Führung durch die Missionare.

Bei diesem Anspruch sind unsere Missionare zwar auf die Zustimmung der Mehrheit der Gemeinden, aber auch auf den Widerspruch einer kleinen überbildeten Minderheit von christlichen Führern gestoßen. So kam es zwischen den Missionaren und einzelnen Kirchenführern zu zeitweise unerfreulichen Spannungen, unter denen auch die Arbeit litt: übrigens ein Vorgang, der auf allen Missionsfeldern der Welt zu beobachten ist. Die Missionsleitung in Berlin war sich nicht einen Augenblick über diese Lage auf dem Missionsfeld im unklaren. Aber sie konnte nicht eher wirksam eingreifen, als bis die Eingeborenenkirche ihre eigene Unzulänglichkeit eingestand und einen deutschen Missionar in die oberste Führung der Kirche unter Durchbrechung der bisherigen Kirchenverfassung freiwillig berief. Das ist jetzt geschehen. Präses Lic. Stosch, der bis zum Kriege die Gesamtleitung in Indien innehatte, ist von der indischen Generalsynode einstimmig zum Präsidenten der Kirche gewählt worden. Er reiste Anfang ~~dieses Jahres~~ 1938 nach Indien aus und hat in der vom 27. - 31. März 1938 stattgefundenen Generalsynode der Kirche die Leitung der Missionskirche förmlich übernommen. Damit ist eine Neuordnung der Kirche und im besonderen des Verhältnisses zwischen den Missionaren und der Eingeborenenkirche eingeleitet. An dieser Aktion hat, da die Goßnersche Mission eins der bekanntesten und größten lutherischen Missionsfelder darstellt, das Gesamtluthertum regsten Anteil. Darum hat der Lutherische Weltkonvent in seiner letzten Sitzung ^{seines} des Executiv-Komitees in Amsterdam ^{1937 in Uppsala 1938} die Finanzierung der Aktion Stosch beschlossen. Es handelt sich dabei vornehmlich um die Lutherischen Kirchen Amerikas, deren gespannteste Aufmerksamkeit gerade in diesem Augenblick auf die Vorgänge in der Goßnerschen Missionskirche gerichtet ist.

Worauf es der heimatlichen Missionsleitung in besonderen ankommt, ist die Stärkung der Autorität der deutschen Missionare in Raum der Eingeborenenkirche und die Abgrenzung eines selbständigen Arbeitsgebietes für sie. Das ist geschehen. Der Präsident der Kirche, Lic. Stosch, schreibt über seine und unserer Missionare Stellung in der Kirche folgendes:

"Kein Deutscher steht unter einem Inder.

1. Stosch ist Präsident der Kirche mit besonderen Vollmachten;
2. Radsick geht wieder nach Assan als Leiter der Mission dort: Seine Autorität wird nicht bestritten;
3. Kerschis ist Leiter des Theologischen Seminars und Kassierer der Missionare. Kein Inder hat ihm in seine Aender hineinzureden, nur mit mir hat er sich in beiden Funktionen zu vertragen;
4. Dr. Wolff steht an der Spitze der High-School;

5. Klinkeit hat jetzt, nach seinen Lehrjahr, die Station Kinkel bekommen. er ist Ilaka-Chairman (Geschäftsführender Pfarrer oder Superintendent). Die Pastoren des Kirchenkreises sind ihm unterstellt. Auch für die Mission in Jaspur haben wir ihn gleich die Leitung gegeben. Ich habe Klinkeit gesagt, ich hoffe, er wisse um seine Unerfahrenheit und werde Rat einholen von den Pastoren, die schon länger in der Arbeit ständen. Diese Pastoren habe ich nach der Konferenz einzeln zu mir gebeten und habe sie für dieses nicht so ganz leichte Verhältnis zu den jungen Saheb vorbereitet. Der tüchtige Pastor Laurentius, der in Jaspur arbeitet, sagte mir auf die Bitte, er möge Klinkeit schön in sein Amt einführen und ihm die Leitung lassen: "Das ist doch ganz selbstverständlich!" Es kam ihm von Herzen.
6. Schulze hat sich mehr und mehr von der Gemeindearbeit gelöst und ist unumstrittener, höchst selbstständiger Organisator der Mission in Gangpur."

Diese Arbeitsaufteilung bedeutet, daß unseren Missionaren in der Tat jene Funktionen anvertraut sind, die die Mission der Eingeborenenkirche, so lange sie noch nicht mündig ist, nicht übergeben darf. Ein deutscher Missionar hat die Gesamtleitung der Kirche, ein anderer die Leitung der höchsten Bildungsanstalt auf dem Missionsfeld, ein Dritter die Verantwortung für den kirchlichen Führernachwuchs, während zwei Missionare von zwei Grenzstationen aus, die das Ausfallstor in die nichtchristlichen Grenzländer bedeuten, den missionarischen Vorstoß zu leiten haben. Es handelt sich dabei um jene Randstaaten im Nordwesten- und Süden des Missionsgebiets, von denen Prof. Dr. Julius Richter urteilt, daß sie viel Frucht versprechen, wenn sich die geeigneten Kräfte für einen neuen Vorstoß finden: Jaspur, Korwalland, Chechari, Surguja im Westen und Banra- und Banai im Süden (Hinweis auf das Arbeitsheft). Ein Sondergebiet stellt Assam dar die Goßnersche Diaspora. Es handelt sich hier um die Sammlung und Betreuung von Tausenden unserer Christen, die aus ihrem Stammland ausgewandert sind, um in den Teeplantagen Assams Arbeit und Brot zu finden, - zugleich aber auch um die Missionierung der heidnischen Plantagenarbeiter, die zum Volke der Kols gehören und gleichfalls nach Tausenden zählen: ein Arbeitsgebiet von großer Verheibung (Hinweis auf Karte- und Arbeitsheft).

Wir hoffen, durch die Entsendung von Präses Lic. Stosch und durch die eben aufgezeigte Stationierung unserer Missionar der jungen Kirche den Dienst erfüllen zu können, den ihr die alte Kirche schuldig ~~ist~~. Auf das Ganze unseres Missionsfeldes gesehen, darf folgendermaßen geurteilt werden:

* Finan, France

unsere Missionskirche im Volke der Kols ist eine Kirche zwischen Ostern und Pfingsten. Unsere Missionsgemeinden in Indien sind in den Tod und .. in das Leben des gekreuzigten und auferstandenen Christus hineingetauft. Was ihnen fehlt, ist die Wiedergeburt durch den Heiligen Geist. Darum ist dies in Blick auf die Missionskirche unser vornehmstes Gebetsanliegen, das zu dem ihrigen zu machen wir alle unsere Freunde und auch Sie bitten:

"Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner göttlichen Liebe."